



ERLEBNISSE AUS ROMANTIK UND BIEDERMEIER

FRIEDRICH WILHELM GUBITZ

Bilder aus Romantik und Biedermeier

Erlebnisse von F. W. Gubitz

Inhalt:

[Friedrich Wilhelm Gubitz - Lexikalische Biografie](#)

[Bilder aus Romantik und Biedermeier](#)

[Kindheit und schwere Lehrjahre.](#)

[Vom Pfarramtskandidaten zum Professor an der Berliner Akademie.](#)

[Der Theaterdichter und Rezensent.](#)

[»Der Gesellschafter«.](#)

[Literarische Anfänge und Kämpfe.](#)

[Carl Maria von Weber - Grabbe - Heinrich Heine.](#)

[Berliner Allerlei.](#)

[Der Zensurdrache.](#)

[Berliner Spätromantik.](#)

[Fouqué - Matthisson - Chamisso - Raupach.](#)

[Rahel - Varnhagen - Bettina.](#)

[Spontini - Congreve - Gutenberg.](#)

*Bilder aus Romantik und Biedermeier, F. W. Gubitz
Jazzybee Verlag Jürgen Beck
Loschberg 9
86450 Altenmünster*

ISBN: 9783849626600

www.jazzybee-verlag.de
admin@jazzybee-verlag.de

Friedrich Wilhelm Gubitz - Lexikalische Biografie

Volksschriftsteller und Publizist, geb. 27. Febr. 1786 in Leipzig, gest. 5. Juni 1870 in Berlin, kam, anfangs zur Theologie bestimmt, mit seinem Vater nach Berlin und widmete sich hier mit Eifer der Holzschneidekunst; er machte sich in derselben früh einen Namen, so dass er schon im 19. Jahr als Lehrer an der königlichen Akademie angestellt wurde, in welcher Stellung er ein langes Leben hindurch gewirkt und zahlreiche Schüler gebildet hat. Er war es neben Unger hauptsächlich, der die damals von Bewick in England wieder erweckte Xylographie in Deutschland zu neuen Ehren brachte. 1822 gründete er die Vereinsbuchhandlung. Als Schriftsteller hatte er für die Berliner Kreise eine gewisse Bedeutung, insbes. als stehender Theaterberichterstatler der »Vossischen Zeitung« und durch die Herausgabe des Journals »Der Gesellschafter« (seit 1817), an dem in den 1820er und 1830er Jahren sich namhafte Kräfte beteiligten, und in dem unter anderem Gedichte von H. Heine erschienen. G. schrieb einige kleine Theaterstücke, von denen manche mit Beifall gegeben wurden; seine Gedichte hat er später gesammelt (Berl. 1860, 2 Bde.). Sein »Jahrbuch deutscher Bühnenspiele« erschien 1822–65, der von ihm gegründete, mit eignen Holzschnitten ausgestattete »Deutsche Volkskalender« von 1835–69. Seine »Erlebnisse« (Berl. 1868–69, 3 Bde.) enthalten vieles Interessante über seine

Schicksale während der Fremdherrschaft und in seinen Berührungen mit berühmten Zeitgenossen.

Bilder aus Romantik und Biedermeier

Kindheit und schwere Lehrjahre.

(1786-1804.)

Seit Jahren schon wurde mir nicht nur im Familienkreise, nicht nur von Freunden und Bekannten, sondern auch in Zeitschriften gesagt: ich solle meine Erlebnisse der Lesewelt mitteilen. Fast immer hörte und las ich dies schweigend, innen aber sagte ich mir: ja, wäre das in erster Hälfte meiner Vergangenheit mir glaubhaft oder auch nur mutmaßlich gewesen, dann könnte mir die Aufgabe durch mehr schriftliche Hilfsmittel sehr erleichtert sein; jetzt hätt' ich zu wünschen, das Sprichwort: »wer Anfang macht, hat halb vollbracht«, bewiese sich diesmal als gründlich wahr. – Mir wollte es nicht so scheinen, wenn ich jenem Anmahnen zu folgen mir vornahm; denn frühzeitig in mich hineinlebend, ohne sonderliche Aufsicht und Leitung stillem Betrachten überlassen, scheint's mir, ich hätte vom Kindeswesen und seinem Glück weithin mehr geträumt als erfahren. So unklar hinsichtlich meines Einschreitens in das Wirkliche des Lebens, finde ich mich bald in seltsamer Abtrennung, in einsamer Selbständigkeit, auch mitten unter Anderen, wobei mir aber Begriff und Absicht mangelten; denn in meinem Empfinden war ich überschwenglich und schwärmend, wie dies gegen das Ende des achtzehnten Jahrhunderts noch in der geistigen und gemütlichen Nahrungslust des deutschen Volkes lag. Bei dem Rückblick auf damalige Verbindung meiner gradus strebenden Gedanken mit der Zerfahrenheit des Gefühls sehe ich ein, es sei ratsam, von der durch Entbehrnisse bedrückten Jugend vor den Jahren, ehe mein Name öffentlich genannt wurde, nicht viel mehr als das Unerläßliche zu erwähnen – soweit man selbst zu beurteilen vermag, was etwa hierin unerläßlich ist, oder mindestens irgendeine Bezüglichkeit hat für den Zweck dessen, was geschildert oder berichtet werden soll.

Wie schon angedeutet, hatte ich bis über die Hälfte meiner Jahre keine Ahnung davon, daß man jemals mich selbst mitbetreffende Gedenkblätter für die Öffentlichkeit von mir begehren würde; ich erließ mir also bei stets hinlänglichster, nicht selten kaum zu überwindender Beschäftigung fast alles Aufzeichnen von Begebnissen und Einwirkungen. Da ist mir mein Anton, mein noch im ersten Mannesalter (am 3. Dezember 1857) gestorbener zweiter Sohn zu Hilfe gekommen. In seinem Nachlaß fand ich eine kurze Geschichte meiner Erlebnisse, wie er sie Familiengesprächen und öffentlich Zerstreutem entnahm. Seine handschriftlichen Umrisse will ich zuerst benutzen und so ausführlicher entwickeln aus meinem Gedächtnis, das nur ärmlich unterstützt wird von auffindbaren Hinweisungen, die allmählich mir ergiebiger werden müssen durch Briefe, Hand- und Druckschriften. – Voraus sei aber bemerkt – mit der Bitte, es nicht zu vergessen – daß ich diese Aufzeichnungen im Jahre 1864 begonnen habe, und sie wegen anderweitig verwickelter Geschäftstätigkeit nur allmählich fortsetzen konnte.

Leipzig ist meine Geburtsstadt, der 27. Februar 1786 mein Geburtstag. Getauft bin ich lutherisch, mag hierzu den Beisatz »protestantisch« nicht entbehren, aber zugleich hege ich Achtung und Duldsamkeit für jede auf diese Eigenschaften begründete, das Edle fördernde Glaubenslehre.

Mein Vater, Johann Christoph, war zur Zeit meiner Geburt in Leipzig Schriftsetzer in der Buchdruckerei des durch mannigfache Tätigkeit nach Verdienst sehr geschätzten Johann Gottlob Immanuel Breitkopf. Dieser beschäftigte ihn meist bei Werken in fremder Sprache, weil er zum erwählten Beruf mehr als gewöhnliche Vorkenntnisse mit brachte.

Es sei mir erlaubt, vorweg hier des Vaters zu gedenken, überhaupt der Herkunft unserer Familie einen kurzen Bericht zu gönnen. – Erst seit dem dreißigjährigen Kriege lebten unsere Vorfahren in Deutschland; nach der ältesten Überlieferung hatte sich ein schwedischer Offizier Gubitsteenin eine schöne und wohlhabende Schneiderstochter aus Gotha verliebt, sie wider Willen seiner Eltern geheiratet, und sei enterbt worden. Er studierte dann die Rechte in Jena, wohnte als Advokat in Schleusingen; seinen Namen hatte er in Gubitz abgekürzt. Zu Anfang des 18. Jahrhunderts beweisen vorhandene Druckschriften die Verwandlung in Gubitz. Mein Ururgroßvater war Rentamtman im Weimarschen, in der Nähe von Capellendorf, mein Urgroßvater Pfarrer in Goldlauter, zugleich Schriftsteller. Die Familie besitzt nur ein Buch von ihm: »Emblematischer Zeitvertreiber« (der vollständige Titel ist: »Emblematischer Zeitvertreiber, das ist: auserlesene Sinnbilder, mit Sprüchen, Historien, Gleichnissen und anderen Realien, sowohl aus heiliger Schrift als Profanskribenten; erklärt, mit Kupfern gezieret und zu nützlichem Gebrauch und Übung im Christentum zum Druck befördert von Caspar Christoph Gubitz, Pfarrer in Goldlauter. – Schleusingen 1726«) mit einer geharnischten Vorrede gegen »des *Momi* Geschlecht«, gegen die »Rezensenten«. Davon darf ich in der Folge mir selbst etwas widmen als Strafpredigt, wenn ich zu erwähnen habe, daß ich, trotz der scharfen mit biblischen Zeugnissen bewaffneten Warnung meines Vorfahren, mich doch »des *Momi* Geschlecht« beigesellte – beigesellen mußte. – Mein Großvater war Arzt und Kreisphysikus im Hennebergschen, wohnhaft in Suhl. Er hatte in Jena studiert, und ich erfuhr während meiner dortigen Studentenzeit im Anfange jetzigen Jahrhunderts, daß er als einst »bemoostes Haupt« und geschickter Schläger sogar noch einen Nachhall burschenschaftlichen Russ vererbte,

weil er höchst willfährig die Waffe ergriff für jeden beleidigten Freund, daneben auch dienstbereiter Fechtmeister war. Er starb, wenig über vierzig Jahr alt, ohne Vermögen zu hinterlassen; meine Großmutter, eine kraftmächtige, heißblütige Thüringerin, die den Reichtum des in der Nähe belegenen Weinhändlerdorfes Benshausen anstaunte, entschloß sich, Mittel zur Pflege ihrer drei Kinder ebenfalls durch den Weinhandel zu erzielen, »*en gros*«, wie man zu sagen beliebte, obwohl fast nur Frankenweine lagerten in den geräumigen Kellern des Hauses, das sie sich später, um es den Benschhäusern nachzutun, in dem Marktflecken Heinrichs bei Suhl stattlich genug mit selbsterworbenem Gelde erbauen ließ. Ihren ältesten Sohn Christoph brachte sie in Zucht und Belehrung nach Coburg zu dem Herzoglichen Pagenhofmeister Martini, mit dessen Zöglingen zugleich empfing er denselben Unterricht, und dadurch jene Befähigung, die ihn als Schriftsetzer in der Folge auszeichnete. In seinem fünfzehnten Jahre mußte er sich des Weinhandels annehmen, wozu er keine Neigung in sich spürte und da er das Unglück hatte, während des Geschäftsbetriebs durch einen Sturz mit dem derzeit für Reisen sehr gebräuchlichen Pferde einen Kniescheibenbruch zu erleiden, wollte er eine andere Lebensbahn erwählen. Da die Mutter mit ihrer starren, vielleicht durch den kostspieligen Bau von ihren Zuständen verstärkten Strenge sich dem Entschluß widersetzte, flüchtete er nach Schleusingen, und der nun Sechzehnjährige ward Lehrling in der dortigen Buchdruckerei. Seine Selbsthilfe bewirkte bei der Mutter eine so unüberwindliche Aufregung, daß sie sich fast gar nicht mehr um diesen Sohn bekümmerte, ihn auch nicht wiedergesehen hat, obwohl sie bei manchem widrigen Schicksal ein hohes Alter erreichte, das endlich doch eine briefliche Versöhnung herbeileitete.

Begreiflich ging nun der Sohn mühevoller Zukunft entgegen, leicht und gern täuscht aber darüber der jugendliche Mut, der ihn auch hinwegtrug über zagende Betrachtung, als er schon im Anfange seiner zwanziger Jahre sich verheiratete mit der ebenso schönen, als wackeren Agathe Goll, Tochter eines armen Webermeisters in Schleiz. Mein Vater lernte sie kennen in der Häuslichkeit des Schleusinger Lehrherrn und erzählte oft, sie habe in den durch wütende Hungersnot berüchtigten Jahren 1770 und 1771 die Woche hindurch alle Brosamen gesammelt, sie dann Sonnabends in der Nacht von Schleusingen nach Schleiz zu ihren Eltern getragen, und Montag morgens sei sie doch stets wieder bei der Wirtschaftsarbeit gewesen. Dies und desgleichen ist auch gar nicht zu bezweifeln, denn meine durch sparsamste Wirtschaftlichkeit sich auszeichnende, jedes Hilfsmittel emsig benutzende Mutter war nach kampfes- und mühereichem Leben noch in ihren achtziger Jahren voll herzhaftester Kräftigkeit. – Von Schleusingen wandten sich die Verheirateten nach Leipzig; der junge Ehemann fand schnell seinen Platz als Schriftsetzer, mietete jedoch anfangs in Naundorf eine ländliche Wohnung, der Wohlfeilheit wegen, was um so notgedrungenener war, weil meine bedürftigten Großeltern mütterlicherseits nachfolgten.

Bei meinem ersten Bewußtsein schon etwas vom Kümmerlichen fühlend in einer mit nicht hinlänglichem Erwerb zu ernährenden alljährlich zahlreicher werdenden Familie, habe ich wenig Genaues von ihren Verhältnissen auf dem Dorf und in Leipzig erfahren, weiß darüber nicht viel mehr, als was mich selbst betrifft, und da ich schon im fünften Altersjahre meiner Geburtsstadt fern war, knüpft sich auch dies nur an geringe Erinnerungen. Die eine führt es in mein Gedächtnis, wie zwei ältere Brüder, um vor unserer Leipziger, an der Endtiefe eines Hofes belegenden, durch einen offenen Wagenschuppen verdunkelten

Wohnung eine Rasenbank zu haben, das dazu Erforderliche von einer Wiese holten. Damit unbekannt, daß dies verboten war, wurden uns die Rasenstücke am Tor unter allerlei Bedrohungen abgenommen. Auch ich trug etwas von der sündlichen Beute auf dem Kopf, und der heftig scheltende Torbewacher stieß mich an zu der Rede: »Un Er, kleener Knirps, schmeiß' Er nur ooch weg, un weeiß Er was, Er soll zur Strafe Querpfeifer wer'n!« Das war mir ein unbekanntes Wort, und lange habe ich mir unter »Querpfeifer« das Entsetzlichste gedacht. – Eine andere Erinnerung leitet mich hin nach dem mir lieben Kirchhof, wo ich Gellerts Denkstein sah, jedes Grabgewölbe hinter eisernem Gitter mich schauerlich geheimnisvoll anwehte. Weinend verließ ich ihn im Herbst 1790, da mein Vater mit der Mutter, mehreren Kindern und jenen Großeltern nach Berlin übersiedelte. Stetigen Fleißes hatte sich der Vater, von Breitkopf angeregt, versuchsweise in Sonntags- und Sommerabendstunden mit dem Holzschnitt, dann mehr mit dem Stahlschnitt beschäftigt, und dieser wurde begünstigt durch einen Zeitzweck. – Bald nach der Mitte des vorigen Jahrhunderts verehrten Schulgelehrte die lateinischen Buchstabenzeichen so sehr, daß sie mit zäher Ausdauer in öffentlichen, mit vielen Fremdwörtern verputzten Erklärungen verlangten, man solle auch das Deutsche nur mit lateinischen, nicht mit den »abnormen und abominablen« deutschen Buchstaben drucken. Breitkopf widerriet dies eifrigst, bemühte sich aber, weil der Streit durch die Verlateinerten ein hitzig hartnäckiger wurde, um tatsächliche Ausgleichung, indem er durch Abrunden die deutschen Buchstaben den lateinischen nähern ließ, was jedoch rechts und links nur befremdlich wirkte. Nun mischte sich der Berliner Buchhändler und Buchdruckereibesitzer Johann Friedrich Unger ein. Er hatte sich für den damaligen völlig gesunkenen Zustand der Holzschneidekunst in ihrer altherkömmlichen Weise andern Beteiligten gegenüber hervorgetan und befand sich

im Jahre 1789 während der Ostermesse in Leipzig. In ähnlicher Weise wie Breitkopf beabsichtigte er, die deutsche Druckschrift annehmlicher zu ändern; da er sich aber mit dem Stahlschnitt, oder, um den eigentlichen Ausdruck zu gebrauchen, mit dem Stempelschneiden erfolglos plagte, beredete er meinen Vater, der bei dem hohen Alter Breitkopfs - er starb 1794 - Einschränkung im Geschäft befürchtete, nach Berlin zu kommen, wo er wöchentlich fünf Taler empfing. Die ersten neuen Schriften entstanden nach Ungers Angaben: sie waren in ihrer halb bauchigen, halb gereckten Gestalt weder lateinisch noch deutsch, nur gesucht seltsam, mißfielen auch allgemein, und nun übertrug es Unger meinem Vater, nach eigenem Ermessen zu arbeiten. Die dann brauchbar und vielen beliebt gewordenen, nachmals aber doch durch gesteigerten Veränderungstrieb anders umgestalteten sogenannten »Ungerschen Schriften« mußten also nach billigem Recht mit dem Namen meines Vaters bezeichnet sein, was ich noch bei dessen Lebzeiten schon vor mehr als fünfzig Jahren öffentlich auszusprechen für Sohnespflicht erachtete.

Mit vier Geschwistern, die sich mehrten, durch frühzeitiges Hinsterben aber wieder verminderten - sonst wären wir zusammen dreizehn gewesen - war ich nah am Ende meines fünften Jahres in Berlin, wo bei der Mutter regsamsten Aushilfsmitteln das geringe Einkommen nicht zureichte. Der älteste Bruder wurde Setzerlehrling in der Langhoffschen Buchdruckerei, die andern Kinder waren allmählich erwerbsmäßig beschäftigt, die Großeltern machten sich nützlich durch Spinnen für das Lagerhaus, und weil viele Sorgen sich doch meist überwinden ließen, überwand man sie selber zuweilen durch Sorglosigkeit. Mir hatten anfangs sehr enge Hofwohnungen, dann aber eine der besseren in Ungers Hause, und da war dem Vater noch eine abgetrennte Werkstätte eingeräumt.

In meinem sechsten Jahre wurde ich Freischüler in einer Bürgerschule, auch ein Bruder und eine Schwester fanden dort unentgeltliche Annahme, und für den Vorsteher, Michaelis, werden Dank und Liebe in mir nie enden. Denn nicht nur nahm er sich bald im Vorzuge meines Unterrichts an, uns drei Geschwistern erwies er auch manche Wohltat. Da unsere Eltern weitab wohnten, wir mittags in der Schule blieben, täglich nur neun Pfennige empfangen, jedem von uns zu einem Dreierbrote bestimmt, stillte er uns oft mit Speiseresten den Hunger, und wenn nach damaligem Übereinkommen in den Jahrmarktstagen Süßigkeiten, zum erlaubten Vorteil des Schullehrers doppelt bezahlt, den Schülern und Schülerinnen gereicht wurden, konnte sein gutes Herz nicht zulassen, daß wir leer ausgingen: wir erhielten umsonst dasselbe, was die andern für erhöhten Preis erkaufte. – Er war ehemals Schneidergesell, hatte sich aber durch Lerndrang und umsichtige Bestrehsamkeit für die Leitung einer damaligen Bürgerschule zu einem tüchtig wissensreichen, sehr geschätzten Lehrer erhoben, und es hat mich im Jahr 1862 innigst gefreut, daß bei einer in der »Spenerschen Zeitung« enthaltenen »Geschichte des Berliner Schulwesens« meines ersten kenntnisvoll und gemütlich wirkenden Lehrers mit Auszeichnung gedacht ist.

Der biedere, mir offenbar allzu wohlgeneigte Michaelis stellte mich, wenn er einmal seinerseits eine Versäumnis nicht vermeiden konnte, in meinem neunten Jahr bei der Abteilung für Mädchen an, um im Verein mit seiner Tochter die Übung der untersten Grundlagen des Lesens, Schreibens und Rechnens zu beaufsichtigen. Das waren aber böse Stunden; dem weiblichen Anwuchs schien mein Einschleichen mutmaßlich – ich meine: nicht ganz ohne Recht – beleidigend, und ich kleines Bürschchen hatte manchen Schabernack auszustehen. – Um diese Zeit sagte

Michaelis meinem Vater mehrmals, ich sei befähigt, zu einer höheren Schule überzugehen, sogar die niederste Klasse zu überspringen; dazu wollte sich aber keine Möglichkeit zeigen: es war Erwerb und Vermeiden von Ausgaben nötig. – Deshalb wurde ich schon früher, und nun angelegentlicher, um auch etwas zum Unterhalt der Familie dienstlich zu werden, mit dem Gußabbrechen, Schleifen und Aufsetzen der Buchstaben in der Ungerschen Schriftgießerei beschäftigt. In dessen Druckerei war eben mein älterer Bruder als Schriftsetzer angenommen worden, und daß ich Sonntags seine Arbeit etwas weiter förderte, verschaffte mir hierin ebenfalls einen Anflug von Verständnis. – Ich sollte die Schriftgießerei erlernen, meine Neigung war streitend dawider. Ich las viel, las ohne Fähigkeit zur Auswahl alles, was ich erlangen konnte. Einen alten Buchbindermeister Kniep hab' ich nicht selten unerlösbar geplagt mit den Bitten, mir Bücher zu borgen; meist wurde er nachgiebig, gab mir dann Werke, die er zu binden hatte, ehe ihnen der äußere Schmuck angetan war. Jeden Band mußte ich aber am andern Tage zurückbringen, so daß ich manches teils nur im Überhasten, teils gar nicht bis zum Abschluß lesen konnte, und nun mein Sinnen zu Rat zwang, um mit irgendeinem Ausgang mich zu beruhigen. In solchem Bezuge marterte mich am ärgsten Goethes »Wilhelm Meister«, der eben nur ersten Teils erschienen war, weshalb trotz alles Fragens Kniep und andere, die ich zur Buchbeisteuer preßte, mich vor dem Irrdenken nicht zu schützen vermochten. Wegen gänzlichen Geldmangels blieben Leihbibliotheken mir unzugängliche Schätze, ich mußte mir überall für meine Leselust den Beiweg suchen. Er führte mich hauptsächlich zu Druckereihilfen, deren Besserungs- und sogenannte Aushängebogen ich aufmerksam nachspürte, sie auch in Fülle für kurze Frist erlangte, wobei mir besonders ein als »gelehrt« bezeichneter Schriftsetzer, Namens Fulda, zuwendlich, auch zurechtweisend nützte, was ihm

unvergessen ist. – Damals war aber noch haupteinwirkend auf mich die vorherrschend idyllische Richtung in der Schriftwelt und dem Volkstrachten; meine traumhaften Gedanken schufen sich ein »dörfliches Paradies«, und da ich vermöge des Angelesenen allerlei sprach, was meiner Umgebung ungewöhnlich schien, entstand die im Familienkreise durch Selbstschmeichelei sich leicht einwurzelnde Meinung, ich sei zur Kanzel auserwählt. So gründete und steigerte sich in mir die Sehnsucht, Landprediger zu werden; bei unsern kargen, durch Krankheiten mehrmals drückender gewordenen Verhältnissen verschloß sich aber jede Aussicht zu Gymnasium und Universität. Doch fand ich Gelegenheit, etwas von alten Sprachen zu erhaschen, anfangs durch einen der Beschäftigung bedürftigen, vordem Student gewesen, nun verabschiedeten Artillerie-Unteroffizier Schmidt, der infolge von Abenteuern während des siebenjährigen Krieges preußischer Soldat geworden war, dann durch den Primaner und nachmaligen Kollaborator Bartsch, dem ich dafür allerlei abschrieb.

Ost dachte ich nun an meine Großmutter in Heinrichs; sie wurde als reich geschildert, war aber gegen sonst bereits minder wohlhabend, was sich später offenbarte. Hinlänglich wußte ich, daß sie Jahre hindurch meines Vaters Briefe kaum beachtete, dennoch wagte ich, demütig bittend, an die »Frau Doktorin, meine verehrte und barmherzige Großmutter« zu schreiben, ihr meine Wünsche und Hoffnungen aussprechend, erhielt auch Antwort. Die bei ihrer altthüringischen Hartköpfigkeit im tiefsten Wohlgesinnte, durch empfindlich verwickelte Umstände in vielfachem Verlust, bewilligte mir jährlich vierzig Taler, jedoch mit der unbequemen Anordnung, daß ich unter Aufsicht und Sorge eines ihr Befreundeten »in Wittenberg, in der Lutherstadt, Prediger studieren, und auf diesem Himmelspfade beflissen und treu verharren solle«.

Zu der Reise waren vier Laubtaler dem Schreiben beigelegt. Mein Vater sah eine Näherung zu seiner Mutter in ihrer Willfährigkeit, er überwand nach mehrseitigem Zureden und Bitten seine schweren Bedenken, und weil ein mit unserer Familie bekannter Fuhrmann Lappe, der von Suhl Stahlwaren nach Berlin gebracht hatte, mit anderer Ladung zurückfuhr, wurde ich ihm anvertraut, um mich in Wittenberg abzuliefern, was bald nach Weihnachten 1795 geschah. Daß ich unterwegs fast immer dem Wagen nebenher zu laufen hatte, lieber aber voraus lief, war mir schon recht. Ohne Mißbehagen ertrug ich das Fahren nie bis in mein hohes Alter, und obwohl wir zum Erreichen meines Ziels, zu dreizehn oder vierzehn Meilen, drei Tage brauchten, - nachts wurde eingekehrt - hat mich doch des Winters Frost verschont; mutmaßlich an sich mild, ward er mir vielleicht noch milder durch innen erwärmendes Frühlingshoffen für die gewünschte Zukunft.

Vergnügt kam ich mit meinem Geleitskasten voll nicht wertreicher Habe in Wittenberg an, fand aber den Befreundeten der Großmutter durch mein Erscheinen sehr unvergnügt. - Geborener Böhme, Namens Bedacz, hatte er einen Glashandel betrieben, auch für den Weinhandel der »Frau Doktorin« Flaschen geliefert, sich dann angeblich »zur Ruhe gesetzt«, haderte jedoch nun als grämlicher und kranker Witwer oder Hagestolz - ich blieb darüber im Dunkeln - mit seiner mich sehr mürrisch empfangenden Wirtschafterin Josephe. Für mich blieb er gleich nach dem ersten Tage meiner Beherbergung unzugänglich, immer nur hörbar durch sein Schelten und Husten, so daß ich, schauerlich märchenhaft befangen, still in dem mir angewiesenen Kämmerchen verweilte, wenn die gefürchtete Wirtschafterin mir nicht erlauben wollte, die Stadt und Gegend zu durchstreifen. Nach mehreren von ihr bevormundeten Tagen war ich froh, als die Unfügsame meine Verweisung in einen hinterbaulichen Bodenraum des

einstöckigen, nur noch mit einer kleinen Erkerwohnung erhöhten Hauses bewirkt hatte. Denn daß meine Eltern und ich uns eingebildet hatten, die »Sorge des Befreundeten« im Briefe der Großmutter bedeute auch Wohnstätte und Nahrung, ergab sich aus den unverhüllten Reden Josephens während der ersten Woche, in der man mich genügend gastfrei behandelte, als empfindlicher Selbstbetrug. Die vierzig Taler hatte Bedacz in monatlichen Beträgen zu zahlen, weiteres solle und wolle er nichts tun, bekräftigte mit heftiger Geberde die Gebieterin ihres Herrn, und folglich hatte ich den Bodenraum noch als Wohltat zu betrachten, obgleich ich mich mit dem Frieren sehr bekannt machte. Ich besaß noch ein Restchen der vier Laubtaler, erhielt von Bedacz den ersten Monatsbetrag: für einen, dem jeder Anspruch an ein Verbleiben fehlte, war einstweiliges Unterkommen, wo mir bei dem Allernotwendigsten zu einem Nachtlager volle Freiheit gelassen war, jedenfalls auch annehmlich. In meinem jugendlichen Glauben schien ich mir außer Not, sie hätte mich aber unzweifelhaft rasch überfallen, wenn nicht des Himmels Macht eingriff.

Gesegnet sei jener Bodenraum, er wurde wahrhaft zur Wohltat! – In dem Erkerbau nach der Straße hinaus, nur aus zwei Stübchen, Kammer und Küche bestehend, wohnte der »emeritierte« Lehrer Leest, nah an siebzig Jahr alt, mit seiner auch schon bejahrten Tochter, die man gelehrt nennen konnte. Wenige Tage nur hatte ich in jenem Bodengehege überstanden, da rief mich Christine Leest zu sich und dem Vater; zaghaft trat ich ein, wurde über meinen sehr treffend als »absonderlich« bezeichneten Zustand befragt, in so zutulicher Weise, daß ich mit aller Offenheit, endlich nicht ohne Tränen erzählte, wie und weshalb ich nach Wittenberg gekommen sei. Die beiden herzlich Gutmütigen überboten sich nun, ebenfalls nicht ohne Tränen, in freundlicher Verheißung zu jeder Hilfe, die

mit ihren allerdings beschränkten Verhältnissen beschafflich sei. Sie haben ihre Zusage vollauf bewährt, haben mich ausdauernd unterstützt, ob auch mehr mit dem Geistigen als Leiblichen; doch taten sie zugleich hierin, was ein spärliches Einkommen vermochte, bis sich, was sehr bald geschah, anderer Beirat dienlich machte. – Leest hatte ein Büchergestell; da standen altklassische und in Auswahl neue Werke, die ich sämtlich las, angeleitet von der Tochter, die mich lange Zeit hindurch mit ihren von mir angestaunten Kenntnissen förderte, nachdem Vater Le est mich geprüft hatte, und mit meinem Gelnern mäßig zufrieden war. Er vermittelte nächst dem meinen beeilten Eingang in die höhere Bildungsschule, und obgleich mir nicht vergönnt wurde, die unterste Klasse überspringen zu dürfen, erlaubte man doch meine erste Versetzung schon zu Ostern 1796. – Dies Jahr machte sich bedeutsam in der europäischen Geschichte, und da Leest Mitempfänger des »Hamburger Korrespondent«, ich bald nebenher Mitleser war, gewann ich dadurch, und aus seinen bezüglichen Gesprächen mit der Tochter, einen ersten Halt für den Standpunkt zur Betrachtung der, seitdem wechsellvoll vor- und rückwärts getriebenen Staatsumwälzungen. Überwiegend hatte sich damals die Teilnahme auf Bonaparte hingewendet, der im Siegeszuge glänzte und für den die Entflammtheit im Steigen war. Wenn der alte Leest betrübt äußerte: daß sich dabei sein deutsches Vaterlandsgefühl unwohl befinde, so begriff ich dies damals nicht, später aber in demselben Unwohlsein sehr gründlich, und ich habe mich oft damit trösten müssen, daß eine Allmacht die Gedankenlosigkeit einer leidenschaftlichen Volksmenge immer wieder zum Denken zwingt, aber auch immer erst nach der Strafe.

Mein Gedächtnis rühmte Leest und Christine als ein schnell sammelndes und bewahrendes; man nennt es noch jetzt zuweilen bemerkenswert, während ich bestimmt weiß,

daß es gegen sonst sehr geschwächt ist. Bestens bereitwillig muß es aber gewesen sein, weil ich bei vielem, im Weiterbericht zwischendurch anzudeutenden fremdartigen Bestreben und ungeahnten Hindernis innerhalb nicht voller fünf Jahre mich dennoch bis an die Prüfung zur Universität hineilte. Dazu half in jener Zeit, wo die Prüfenden sich an begrenzte und bekannte Anordnung hielten, vorweg und unermüdlich Christine Leest, die befähigt war, vom Cornelius Nepos bis Cicero, von einer »Chrestomathie« des Griechischen bis zum Homer - der eben durch sich dehnende Streitigkeiten der Sprachforscher den Amtsgelehrten mehr als je im Sinne lag - mich erklärend zu läutern. Verschwiegen sei aber nicht, daß bei den Schülern geheim zuweilen Übersetzungen als solche Brücke dienten, der man einen anrühigen Vornamen gegeben hat; Vater Leest nahm aber dergleichen sehr übel. Wollte man sich jedoch etwa über eines Weibes Kenntnisse des Lateinischen und Griechischen verwundern, ist zu bedenken, daß im achtzehnten Jahrhundert gelehrte Töchter gelehrter Väter nicht selten waren, was dann auch andere Mädchen zur Nacheiferung reizte. Ohne dies erfahren zu haben, fühlte ich um so mehr oft mich beschämt und gebeugt von dem viel umfassenden Sprachvermögen Christinens. Da lachte sie mich einmal herzlich aus und sagte: »Wär' ich so jung und wüßte mehr als du, ließ ich's gelten; bei mir alten Jungfer, die zum Lernen übermäßige Muße und tägliche Gelegenheit hatte, ist's kein Wunder, wenn sie mehr weiß als ein eigentlich noch kindisch alberner Junge!« Da war ich derb genug abgefertigt, und bin zweifelhaft, ob ich geziemend ebenfalls darüber lachte oder mich verletzt meinte; denn bei mancher Erinnerung stärkerer Bezüglichkeit muß ich mir gestehen, daß die Einsicht, gern untertänig zu sein, wo es hingehört, keine Eigenschaft der Jugend ist, auch der meinigen nicht immer war, obgleich ich des billig Fügsamen mich befließigte, wie dies meine allseitige

Bedürftigkeit gebot. Christine Leest aber, obwohl ich ihr nicht nur bei dem Unterricht, sondern in allem, dessen sie sich annahm, fast unbedingt gehorchen mußte, lebt dennoch in meinem Empfinden, als wäre sie meine erste Liebe, und ihre bündige Entschiedenheit war von gesundem Eindruck, zumal für einen, der stets zum Zweck trieb, ohne zulänglich bare Mittel zu haben, und ohne den Weg messen zu können.

Aus meinem Bodenraum war ich durch Bemühung der Erkernachbarn bald entführt. Leest, der in Wittenberg studiert hatte und als Nachhelfer für Studenten das karge Ruhegehalt ausreichend zu machen suchte, war in seinem friedfertigen Sinn weit entfernt von der Entschlossenheit seiner Tochter: Beide ergänzten oder glichen sich gegenseitig aus in ihren Eigentümlichkeiten. Er hegte anfangs Furcht, sich den Nachbar Bedacz zu verschlimmern, wenn er sich einmischte; Josephe aber ließ wahrnehmen, daß ihr mein Weichen nicht unangenehm sei. Als bald verschaffte mir Leest ein heizbares, aber etwas verdunkeltes Kämmerchen bei einem nicht sehr begüterten Böttchermeister, wofür ich nur sein Söhnchen, das seit ein paar Wochen in einer sogenannten Klippschule vorläufig das Festsitzen einübte, bequemer aus dem ABC-zum Lesebuch befördern sollte. Das tat ich nach des Meisters Urteil so löblich, daß er, obwohl ich ihm schon Mittwochs für ein Freiessen zu danken hatte, mich noch Sonntags vom Morgen bis zum Abend beköstigte. Seine Empfehlung veranlaßte einen ähnlichen Auftrag, der mir wöchentlich sechs Groschen eintrug, und da mir Michaelis eine deutliche Handschrift, die man schön nannte, angebildet hatte, war ich zuweilen sehr mäßig bezahlter Abschreiber bei dem Universitätsprofessor Johann Jakob Ebert, der neben seinem Lehrfach der Mathematik für einen Buchhändler in Leipzig Erzählungen und Fabeln schrieb, nächstdem allerlei aus dem Englischen übersetzte. Bei dem

Weihnachts- und Neujahrssingen der Schüler vor den Häusern erbeutete ich auch mein Teil an Zehrgroschen, so daß ich, des Entbehrens gewohnt, mich ohne Fernblick von Tag zu Tag durchwand, indem ich neben den zwei Freissen und Brot mich mit Obst nährte, bis dies nicht mehr zu haben war. Jene Unvermeidlichkeit einfacher und sparmäßiger Sättigung halte ich gewiß mit Recht für den Urquell der mir zuteil gewordenen – Gott sei Dank! – beinahe niemals erschütterten Gesundheit, bin also dem Mangel unendlich verpflichtet.

Mein sonderbar waltendes Verhängnis tummelte sich und mich in nicht wesentlich verwandelter Art drei Jahre hindurch auf dem Lebenswege, und mit den Spuren der Erfahrung vereinten sich die der Unabsehbarkeit einer gesicherten Zukunft. Im Zerteilen der Zeit wurde ich natürlich bei regsamstem Eifer und stetigem Hinblick auf die Dorfpfarre der förderlichsten Bestrebungen nicht genugsam mächtig; mich beklemmte nun ein rastloses, ein unauflösliches Grübeln. Wie plötzlich war es mir aufgefallen, daß die Leute manchmal sagten: es wäre zu bewundern, so jung bereits unabhängig und selbständig zu sein in meinem Tun und Willen; in mir dämmerte die Ansicht: man könne eher abgetrennt sagen nach mehrseitigem Begriff. Das Wort »Selbständigkeit« prägte sich aber innen unentkommlich fest, doch plagte ich vergebens meine wahnvoll lebhaft Phantasie mit Plänen und Entwürfen zur Erreichung des in meine Gedanken eingewachsenen Ziels, bei dem meine Unerfahrenheit voraussetzte, daß der Landprediger amtlich unabhängig sei.

Wie bereits im Jahre 1798 geschehen, eilte ich bei Anfang der Schulferien auch 1799 nach Berlin, traf bei Müdigkeit, die mich sehr geübten Läufer doch zuweilen überfiel, oft mitleidige Fuhrwerksinhaber, die mir eine Strecke des

Weges erleichterten, und die erbetene Güte war mir willkommen, ob auch schon eine Meile des Fahrens meinen Körperzustand aufrührerisch machte. – Die Familie sah ich aus der Bedränglichkeit nicht erlöst; des Vaters Einnahme war wöchentlich mit einem Taler vermehrt, seine oft wiederkehrende Kränklichkeit aber im Zunehmen; recht gesund habe ich ihn eigentlich nie gekannt, dennoch erreichte er ein hohes Alter. Im Jahre 1799 weilten noch drei jüngere Geschwister zu Hause, zwei ältere Brüder befanden sich nicht in der Lage, zu den Bedürfnissen beisteuern zu können: als der Nächste hatte ich danach zu trachten, aber wie sollte es möglich werden?! – Das einzige, was mir in Berlin diesmal wieder als vorteilhaft begegnete, war des Kupferstechers Laurens freundliche Teilnahme. Er unterrichtete bei Michaelis im Zeichnen, seine schwarze Kreide schrieb auf meine gestümperten Blättchen zuweilen »Ziemlich«, und auch jetzt ließ er mich unter seiner Aufsicht zeichnen. Das fügte sich immer, wenn ich nach Berlin gelaufen war, wozu ich die Weihnachtszeit ebenfalls benutzte. – Laurens hatte noch manche Nebenarbeit, unter anderem für den Hofkonditor Eckstein eine Art Malerei, die mir nachher niemals wieder ansichtig wurde. Zum Tafelschmuck bei vornehmen Personen malte er auf meist ovale Holzplatten, die zuerst mit Gummi bestrichen, dann mit weißem Marmorsand bestreut waren, allerlei Zieraten; das Bildwerk schien dann wie durch mannigfach gefärbten Zucker gefertigt. Da stets Eile bedingt war, half ich emsig an dem Untergeordneten, und Laurens dankte mir dafür mit Unterricht im Zeichnen und Radieren. Ihm gefiel meine Luft an jeder Tätigkeit, ein so gewohnter Selbstantrieb, daß ich von jeher und lebenslang mich am wohlsten befand, wenn ich überviel zu tun hatte.

Als ich nun im Jahre 1799 auf der Rückkehr nach Wittenberg war und von Berlin die Bekümmernis mitnahm, dem Vater drohe Erblindung, fielen mir im Hin- und

Hersinnen längst geübte Spielereien ein. Am Schultisch hatte ich während kurzem Stillstande des Unterrichts in Stücke von zerbrochenen Schiefertafeln mit einem scharf gespitzten Nagel öfters die Zeichnung von Blumen und Häusern so eingegraben, daß sich die erhöht gebliebenen Striche mit Tinte abdrucken ließen zu großer Freude meiner Mitschüler; aus der Druckerei hatte ich auch eigene, freilich nur unklare Gedanken über den Holzschnitt mitgebracht, und mir ward zumut, er könne mich vielleicht der Zersplitterung meiner Zeit entziehen. Aber - vorweg war mir eben freiere Zeit notwendig, und zugleich Mehrerwerb: wie sollte ich dies vereinigen? Trüberen Wesens als sonst schritt ich in Wittenberg ein, wurde von meinem wirtlichen Böttchermeister, dessen Söhnchen nun schon mit der »Regula de tri« kämpfte, herzlich begrüßt; ach, in mir mußte ich klagen, nach außen tat ich es nicht. Fern blieb mir die Ahnung, daß ein Glückszug sich nahe, und doch war es so, es war für den Augenblick ein rettender. - Etwa drei Meilen fern in der Umgegend bewirtschaftete ein Herr von Leipziger ein Landgut, seinen achtjährigen Sohn ließ er, der Schule wegen, bei einer Witwe Pavel, die Zöglinge in Pflege und Kost nahm, einwohnen, und suchte jemand, der bei den mäßigsten Ansprüchen dem Junkerchen zum Nachhelfer, mitunter als Begleiter dienen könne. Professor Ebert, den man fragte, brachte mich in Vorschlag, und ich wurde angenommen. Da erhielt ich erstens bei der Witwe Pavel ein hübsches Zimmerchen und sehr wohlfeile Beköstigung, zweitens monatlich drei Taler. Das war für mich bei dem, was ich schon hatte, und mir in Unermüdlichkeit meist bewahrte, zureichend. In jenem Zimmerchen sind während der Frühlings- und Sommermonate 1800 meine ersten Holzschnitte entstanden mit einem einzigen Messerchen und zwei kleinen Werkzeugen für die Vertiefungsräume. Während dieses Jahres nutzte mir noch besonders für die Schule der Philolog und Universitätsprofessor Zeune,

indem er vermittelte, daß ich nur fünf Wochen der zweiten, im Lehrwesen schwachen Klasse angehören, dann auf Grund einer außergewöhnlichen Prüfung sogleich nach der ersten Klasse vorrücken durfte. Dies wurde der Anlaß zu der lebenslang treuen und tätig bewährten Freundschaft mit seinem Sohne August Zeune, dem nachmaligen Begründer und Vorsteher der Blindenanstalt in Berlin.

Etwas angegriffen von meiner sehr verwickelten Rastlosigkeit in zwölf bis vierzehn täglichen Arbeitsstunden, wanderte ich in den Sommerferien, die das Junkerchen bei seinem Vater durchlebte, wieder zu den Eltern, begleitet von zweifelhafter Hoffnung auf den Erfolg meiner Versuche im Holzschnitt. Nur schlechte Abdrücke hatte ich mir machen können mit handlichem Abreiben, in Berlin schaffte ich mir mit einer kleinen Schraubenpresse bessere; sie wurden über Verdienst belobt. Bei Laurens zeichnete ich wieder, half ihm diesmal zum Dank seine Wohnstube malen, vermehrte auch meine sechs Holzschnittchen mit einem siebenten, das mir etwas gelungener schien, und Welch eine Aufmunterung! - ich erhielt auch ein paar Bestellungen. Da eben eine akademische Kunstaussstellung nahe war, wurde mir zugeredet, meine Erzeugnisse dort sehen zu lassen. Unbekannt mit dem vorschriftlichen Ordnungswege, brachte ich, in einem ärmlichen Anzuge von dunkelblau gefärbter Leinwand, die eingerahmten Blättchen zu Frisch, dem Maler und derzeitigen Vizedirektor der Akademie, der nah am Schloßchen Monbijou ein Haus mit großem Garten bewohnte. »Mein Jüngelchen, du bist hier unrecht«, sagte er zu mir, dem nicht hochgewachsenen Burschen; »das muß an den Inspektor oder Kastellan der Akademie abgeliefert werden.« Bei dieser Bescheide hatte er jedoch den Rahmen ergriffen und fragte: »Was ist das?« Meiner leisen Antwort: »Holzschnitt, es steht da auch auf dem eingesteckten Zettel«, folgte von ihm die Wiederholung des

Wortes »Holzschnitt« und kurzes Schweigen, dann der Zusatz: »Wer hat das gemacht?« Nach der schüchternen Entgegnung »Ich« rief er aus: »Ei, solchen Holzschnitt habe ich noch nicht gesehen; – aber, mein Gott, wie alt bist Du denn?« Als er nun hörte: »Fünfzehn Jahr«, äußerte er lebhaft: »Das muß im Katalog angemerkt werden, laß nur den Rahmen hier, ich werde den Zettel dazu berichtigen.« – So ist im Ausstellungskatalog vom Jahr 1800 zu lesen:

»Von Herrn Friedr. Wilh. Gubitz.

Formschneider (15 Jahr alt).

162. Sieben Vignetten in einem Rahm. 17 Z.B. 13 Z.H.«

Der Ausdruck »Formschneider« war damals gewöhnlich, von mir aber nicht angenommen; ich habe weiterhin meine Überschrift »Holzschnitte« gelten lassen. – Frisch erkundigte sich in Fortsetzung des Gesprächs mit zutraulich gesteigerter Teilnahme hinsichtlich meiner Zustände, wurde fühl- und sichtbar wohlwollender, endlich nahm er von einem Marmortischchen unter dem Spiegel einen Teller voll Birnen und schüttete sie zu einem geneigten Abschied in meine Jackentaschen. – Dies Ereignis, an sich geringfügig, wirkte dennoch ermutigend, und den Heimgang begleitete das Hoffen auf die Zukunft in erhobener Stimmung. –

Jene sieben Anfangsversuche, sinnbildlichen Gedankens, aber künstlerisch unbedeutend, bei ihrem Unwert jedoch etwas zierlicher als die sogenannten Buchdruckerstöcke, die damals in Gebrauch waren für Bücher und Gelegenheitsgedichte, machten fortschrittlichen Eindruck. Von den Platten wurden für Buchdruckereien Abgüsse verlangt, die mein Vater in seinen Freistunden freudig anfertigte; noch vor dem Schlusse des Jahres 1800 hatten

wir davon einen Erwerb von über hundert Taler, und obenein kamen sogleich Aufträge zu bestimmten Zwecken, namentlich zu bildlichen Erläuterungen für Lehrbücher. Ein so schneller Erfolg wird nur dadurch erklärlich, daß ich in Selbstbetrachtung mir sagte: die zum Holzschnitt bereitete Platte an sich würde bei dem Abdruck ein Massendunkel erzeugen, aus diesem ist das Bild zu lichten und hervorzuhoben. Meine Unbehilflichkeit ward nun durch die Wirkung verdeckt, indem ich von dem ursprünglich vorhandenen Tiefsdunkel her möglichst Tonabstufungen zu erreichen suchte, die mit der einen Farbe eine Spur zum Malerischen andeuteten. Wie vorschreitend die Wirkung im Anblick und Erfolg war, erhellt – zum Beispiel – daraus, daß von meinen vier, auch noch nicht sonderlich gelungenen Platten zu »E.M. Arndts Reisen« der Buchhändler Heinrich Gräff in Leipzig in kurzer Zeit neben zwei Auflagen von dem durch eigene Tüchtigkeit geschätzten Werk, noch 4000 Einzelabdrücke der Holzschnitte bei dem hohen Preise von 2 Taler (für Kunst- und Buchhändler 1 1/2 Taler), verkaufte. Die Abdrücke wurden auf einer kleinen verbesserten Schraubenpresse besorgt von meiner geschickten, tatmutig unermüdlichen Schwester Wilhelmine, die dann auch die ebenfalls berührige jüngere Schwester Friederike dazu anlernte, wodurch beide zu gemächlicherem Zustande der Familie beitrugen bis zu ihrer Verheiratung, auch noch weiter hinaus, namentlich bei dem streng zu überwachenden Druck von Geldpapieren für verschiedene Bankgeschäfte. – Aus dem Jahre 1800 kann ich übrigens auch noch berichten, daß ich im Dezember bereits an einem beabsichtigten Papiergeld für Preußen arbeiten half. Ich besaß den wahrscheinlich einzigen noch dafür zeugenden, dem Hofrat Borck auf seinen Wunsch für das Königliche Kabinett überlassenen Abdruck zweier »Tresorscheine« zu fünf und einem Taler, deren Schriftinhalt von den Ministern Blumenthal, Schulenburg und Struensee unterzeichnet ist. König

Friedrich Wilhelm III. verweigerte dann seine Bewilligung, und in Preußen entstand bekanntlich erst 1806 unter dem Minister v. Stein Papiergeld, von dem ich später zu erzählen habe.

Nach Wittenberg nochmals zurückgekehrt – mehrere Tage über die Ferien hinaus, was mir aber in Betracht der Ursachen verziehen wurde –, behielt ich mein Zimmerchen, erlöste mich aber von allem, was meine eigene Bestrebungen erschwerte. Mit leidenschaftlichem Fleiß arbeitete ich vom frühesten Morgen an; der Bestellungen im Holzschnitt kamen von Berlin, dann zunächst von Leipzig so viele, und sie lohnten so gut, daß die drückenden Nahrungssorgen überwunden waren, bei meiner Genügsamkeit auch die Familie mit mir teilen konnte. Es war ja noch haushälterische Sitte, daß der Erwerb des Sohnes den Eltern zukomme, und ich habe, als ich schon ordentliches Mitglied und Professor der königlich-preußischen Akademie war, mich mit einem halben Taler wöchentlichen Taschengeldes beholfen, was sich tun ließ; denn ich hatte von je an weder Zeit noch Trieb, mir anzugewöhnen, was nur Mode oder lüsterne Gewohnheit unentbehrlich macht. Ohnedem drängte sich das strenge Haushälterische bald wieder in erhöhtem Grade ein durch neues Unheil.

Von dem durch meine Holzschnitte erregten, vermöge meiner öffentlich besprochenen Jugendlichkeit gesteigerten Aufsehen, fand sich auch Unger bewogen, mich nur für seine Vorhaben dauernd verpflichtet zu wollen; ich ging aber auf seine ohnehin wenig ergiebigen Anerbietungen nicht ein, denn ich behielt noch immer den Landprediger im Sinn. Unger wollte ein »*Orbis-pictus*« herausgeben, und ich habe dazu etwa zwanzig, mir sehr mäßig bezahlte Platten gefertigt, von denen ich nicht einmal weiß, was aus ihnen geworden ist, weil das Werk nicht zustande kam. Im

Gänge der Unterhandlung erhöhte Unger meinem Vater den Wochenlohn, er blieb aber oft aus und wurde endlich gar nicht gezahlt. Unger starb (1804); infolge des verschuldeten Nachlasses, an den auch der Vater nichtig werdende Forderungen hatte, zerfiel dies Verhältnis in sich selbst, und der Gram über das Vernichten seiner Stellung mag die Abnahme der Sehkraft bei dem Vater beschleunigt haben. Das Übel wuchs bis zur Erblindung, und die Ärzte konnten nach mancherlei Versuchen nur das eine geschwächte Auge retten. -

Doch ich bin den Ereignissen voraus, was zuweilen nicht anders sein kann, und muß einlenken zu dem, wodurch sich mir abermals Hindernisse entgegenwarfen. Kurz vor Ostern 1801 überstand ich, nach unvermeidlicher Beklemmung vorher, meine Abgangsprüfung an der Oberschule mit erleichtertem Atem; bei den Prüfenden sämtlich herrschte fühlbare Zuneigung für mich. Nun war ich willens, die preußische Universität Halle zu beziehen, das Schicksal drehte mich anders. - Die Großmutter war auch von dem, ein getrenntes Geschäft sich aneignenden jüngeren Bruder meines Vaters verlassen worden, dieser sollte nun einen der Söhne schicken, ihr im Alter beizustehen. Der älteste war in der Fremde, man wußte nicht wo; der zweite noch nicht völlig am Ende seiner Lehrzeit in Ungers Schriftgießerei, mir hatte die Großmutter Gutes getan: es blieb kein anderer Rat, ich mußte nach Heinrichs. Dort angekommen, sollte ich mit dem Weinhandel mich vertraut machen, wozu in mir weder Luft noch kaufmännisches Verständnis war; mich überfiel peinliche Verlegenheit. Der siebzigjährigen Großmutter legte ich ans Herz, daß sie selber meinen Trieb zur Kanzel unterstützt habe; infolge von mancherlei Reden und Zureden gedieh nun eine Ausgleichung, wonach ich ihr nur kurze Zeit behilflich sein, dann doch jener zweite Bruder eintreten, ich aber nach Jena solle, um im Notfalle rasch herbeikommen zu können.

Fürerst mußte ich Fuhrleute, die leeres Gefäß fortschafften und gefüllte Fässer heimbrachten, als Beauftragter und Inachtnehmer bis Heidelberg und zurück begleiten; dies ist das einzige, was ich im Weinhandel geleistet habe. Der viermonatliche Aufenthalt bei der Großmutter, wo ich den Holzschnitt nicht vergaß, hat aber Seltsames in sich, und ich muß darüber etwas ausführlich berichten, weil in meinem Lebensgange die Nachwirkung jener Tage erkenntlich wird.

Im Holzschnitt arbeitete ich auch bei der Großmutter fleißig; selten fehlte es an Bestellung, dann mehrte ich die Verzierungen für Buchdruckereien, die von Berlin aus in Abgüssen verkauft wurden. Solches Anwenden erster Versuche ließ die Absicht entstehen, hierhin mit meinen schwachen Kräften eine Verbesserung auszubreiten, was bei fortgesetztem Betrieb nachher durch die »Sammlung von Verzierungen für die Buchdruckerpresse« mit vielem Schmuckbildlichen zur Erscheinung kam. Während des Aufenthaltes in Jena hatte ich es schon bis zu sechzig kleinen Platten gebracht. Drang der Nahrungsnot machte sie aber, an Zahl verstärkt, im Jahre 1807 zum Eigentum der Deckerschen Hofbuchdruckerei. Das war Verlust für meinen Zweck, ich gab ihm jedoch allmählich seine einträgliche Zukunft. – Nebenher sei noch erwähnt, daß im Jahre 1801 mein Vater Abdrücke meiner Holzschnitte dem König Friedrich Wilhelm III. zusendete, und da dies für nachherige Zeit vielleicht Miteinfluß war, sei die Antwort eingeschaltet:

»Seine Königliche Majestät von Preußen haben aus der Eingabe des p. Gubitz vom 29. v.M., und den denselben beygefügtten Probe-Abdrücken ersehen, daß sein Sohn ganz gute Fortschritte in der Holzschneide-Kunst gemacht hat, und danken ihm nicht allein für die mitgeteilten Stücke,

sondern wollen ihm auch dafür beigehende Zwei Stück Friedrichsd'or zum Geschenk übersenden.

Charlottenburg, den 6. Juni 1801.

Friedrich Wilhelm.«

Am Ende des Jahres 1801 war ich in Jena, wollte mich dort zurechtfinden; schweren Herzens sah ich ein, es könne nicht leicht gelingen, meine Zeit zu ordnen für die verschiedene Beschäftigung: möglich werden mußte es jedoch, da der Landprediger im Gemütsplan hartnäckig feststand. Martini war mir Rat und Führer nicht ohne Kopfschütteln; ich blieb beharrlich, bekenne aber voraus, daß ich nicht selten mit den Heften älterer Studenten die Lücken der meinigen füllte, was übrigens andern ebenfalls kein Verstoß gegen den »Komment« war.

Im Januar 1802, nach dem Maße meiner nicht weitschichtigen Fähigkeit mit den Verhältnissen in Jena etwas vertraut, wandte ich mich ausschließlich zu dem, was auf Glaubens- und Denklehre zielte. Ich vermeide die Bezeichnung »Vernunftlehre«, denn ich lernte erst im Lebensverkehr, nur von ihm sei die Vernunft zu lehren, und man habe den Gesamtschulen schon sehr zu danken bei solcher Mitgabe der Zurechtweisung, die verhindert, sich in die Irre zu verlaufen, sich wohl gar in ihr zu gefallen. – Noch im Jahre 1802 waren die mehrseitigen Zerwürfnisse mit dem von der Universität Jena entlassenen Fichte lebhafter Zwiespalt der Gespräche; man pries oder verdamnte seine anscheinend als unwiderleglich aufgestellten Sätze und Schlüsse in das Übersinnliche hinein; man pries ein Mehrdurchleuchten, man verdamnte ein Mehrvernichten des Übersinnlichen, je nach der Stellung, die man sich gab aus Glauben, Zweifel und Unglauben. Spinoza tauchte wieder auf, sein Geist sollte

Waffen bringen für und gegen Kant; nach Fichte lehrte der jugendliche Schelling – meine Beurteilungskraft war zu unreif, um aus solchen Bewegungen in forschend zugespitzten und grübelnd verdunkelten Wortgeweben für mich den Leitstern zu finden. Es dünkte mir unerlässlich geboten, die streitkundigen Schriften im Dafür und Dawider zu lesen, um den Standpunkt derzeitiger Gegenwartskämpfe zu entdecken; bald aber wußte ich nicht, ob die »Wissenschaft des Wissens« mich zur Enge drängte oder in bodenlos Unbegrenztes hinriß. Eifrig aufmerksam hörte ich vor dem Lehrstuhl zu, emsig schrieb die geübte Hand nach; wenn ich aber in meinem Hofstübchen das Geschriebene las, ermittelte sich kein Pfad zu klaren Gedanken. Unter Ängsten und Tränen begann ich mein siebzehntes Jahr, und ward plötzlich mit mir einig, aus Furcht des Mißverstehens manches einstweilen gar nicht verstehen zu wollen, selbständig gradaus den einfachsten Weg zu erspähen. – Zu bestätigen habe ich nun allerdings: was ich von der Spinoza-Fichte-Schellingschen Lehre heimtrug, blieb mir fremd, mehr eine geschlossene als geöffnete Pforte zum Lebenswege, und als ich Jahre nachher in Berlin Fichtes Zuhörer war bei seinen Vorträgen, meinte ich auch, offenbar einen andern zu entdecken als jenen, den ich mir einst angelesen hatte. Zu beweisen ist auch wohl in bezug auf Jena und Berlin, daß hier der allzeit redlich tief- und aufstrebsame Fichte wirklich nicht derselbe war als dort, völlig unbeschadet seiner Ehrenhaftigkeit. – Bin ich indes noch jetzt, nachdem ich in Berlin bis zu Hegel Gastzuhörer war, von Erkenntnis und Anerkenntnis eines »Absoluten« der Wissenschaft sehr entfernt, glaube ich doch mich nicht berechtigt, da zu urteilen, wo ich der Dinge nicht Meister werden konnte. Wer ein Etwas oder Vieles nicht verstanden hat, darf deshalb gewiß nicht bestreiten, daß nützliches Verstehen andern gelinge, obschon darüber die Einbildung manchem Weisheitsschüler die Einsicht nur vorspiegelt. Wie dem sei,